

len selbst Kindern das Sprechen ihrer taiwanischen Muttersprache bei Strafe verboten, so senden heute – seit der Liberalisierung des Rundfunks – eine Vielzahl privater Stationen nicht mehr im hochchinesischen Mandarin. Und während des Wahlkampfes hielten viele Kandidaten ihre Ansprachen bewußt im lokalen Taiwanisch.

„Die Welt hat kapiert, daß alle, die hier auf der Insel wohnen, Taiwaner sind“, sagt Liao Shan-chung. „Wir haben uns, es war langwierig genug, in einem kulturellen Schmelztiegel und einem schwierigen demokratischen Prozeß zusammengefunden – was wollen wir noch mit den Barbaren auf dem Festland?“

Das Bekenntnis dürfte dem alten Herrn nicht leichtgefallen sein. Er war 15, als er als dienstverpflichteter Matrose der KMT-Armee nach Taiwan kam. Seit er vor vier Jahren seine einstige Heimat in der Provinz Henan besuchte, steht für den Alten fest: „China ist ein Auslaufmodell. Wir können auf Taiwan nur politisch und kulturell überleben, wenn wir als Taiwan ein eigener Staat werden.“

Jetzt steht das KMT-Mitglied Liao der Bürgerinitiative „Festlandchinesen für die Unabhängigkeit Taiwans“ vor. In Radioprogrammen wirbt er Woche für Woche für die nationale Umorientierung der Insel mit ihren 21 Millionen Einwohnern. Das Argument, daß er schon wegen seiner Sprache und Schrift zu China gehöre, verwirft er: „Österreich ist auch nicht mehr Teil von Deutschland.“

Bis Taiwan, das demokratisch gewählt hat, ein Staat mit funktionierenden demokratischen Institutionen und Strukturen wird, ist noch ein langer Weg. Denn Präsident Lee, der als persönlich integer gilt, steht einer weitgehend autokratisch organisierten Partei vor: Die KMT kontrolliert einen Teil der Medien und besitzt wahrscheinlich mehr als 1000 Firmen, Grundlage für Korruption auf allen Ebenen. „Money politics“, Politik mit dem Geldbeutel, ist nach einer neuen Umfrage vorletzte Woche die Sorge Nummer eins der taiwanischen Bürger – vor den Beziehungen mit der Volksrepublik.

Aber selbst an dem greisen Sohn des Generalissimus ist die neue Realität nicht spurlos vorübergegangen.

Zwar verwahrt Tschiang Wei-kuo im Familienschrein noch ein Fläschchen mit dem Wasser des Jangtsekiang, und ein weiteres Glasgefäß birgt den Sand der Heimat. Doch trotz der Zerstörung seiner Villa will der alte Kämpfer nicht zurück. „Wenn morgen die Kommunisten kommen, stehe ich am Strand und werfe mich ihnen entgegen. Schließlich habe ich 40 Jahre auf dieser Insel hier gelebt.“

Gestohlene Tochter

Ein thailändischer Manager versucht, Asiens Medienmarkt von Amerikanern und Europäern zurückzuerobern – mit Kritik am Westen.

Der Paßbeamte in Los Angeles fragte den jungen Thailänder, warum er nach Amerika gekommen sei. „Ich will Geschäftsmann werden“, antwortete der junge Mann. „Nudelküchen haben wir aber schon genug“, ulkte

Sein jüngstes und vorerst ehrgeizigstes Projekt ist die englischsprachige Tageszeitung *Asia Times*. 30 Millionen Dollar hat Sondhi in das Ende 1995 gegründete Blatt investiert, 60 weitere will er in den nächsten fünf bis sieben Jahren hineinpumpen.

„Die Zeit ist reif für eine Zeitung wie die *Asia Times*“, sagt Sondhi. Der Manager will das in Singapur, Hongkong und Bangkok gedruckte Blatt auch als ideologische Waffe in einem Kulturkampf einsetzen, der nach seiner Meinung zur Zeit zwischen dem Westen und dem Fernen Osten tobt. Mit Abscheu beobachtet er, wie Europäer und Amerikaner seinen Kontinent mit „Sprache, Mode und Unterhaltung“ überschwemmen: „Der Westen ist ein Meister des Kulturimperialismus.“

Sondhis Haltung trifft die Stimmung asiatischer Intellektueller und Politiker, die die westliche Demokratie für



Medienunternehmer Sondhi, Chefredakteur Pansak: „Die Zeit ist reif“

der Amerikaner; der zum Studium angereiste Asiate fand das nicht lustig. „Ich werde dafür sorgen, daß alle Amerikaner mich eines Tages kennenlernen.“

30 Jahre nach dieser Episode ist Sondhi Limthongkul, mittlerweile 48, auf bestem Wege, zum Medienmogul Asiens aufzusteigen. Als Vorsitzender und Hauptaktionär des Pressekonzerns „Manager Media Group PCL“ führt der Thailänder ein verzweigtes Firmenkonsortium, das über 30 Zeitungen und Magazine herausgibt, private Radio- und Internetstationen betreibt, an zahlreichen Druckereien und Verlagen beteiligt und im Hotelgeschäft aktiv ist. Vermögen: über 700 Millionen US-Dollar.

ungeeignet halten, Asiens Probleme zu lösen, da sie zu Anarchie führe. Erst jüngst wettete auch der scharfzüngige Ministerpräsident Malaysias, Mahathir Mohamad, gegen den zu starken Einfluß der westlichen Presse in Fernost.

Symptomatischer Versuch der Europäer, den Asiaten fremde Werte aufzuzwingen, ist für den Neokonservativen Sondhi das Ansinnen Londons, in der Kronkolonie Hongkong nach Pekings Übernahme 1997 demokratische Verhältnisse zu bewahren: „Erst stehlen die Briten den Chinesen eine Tochter. Dann wollen sie den Eltern vorschreiben, wie sie das Mädchen nach der Rückgabe zu erziehen haben.“

Seine Ansicht, die Europäer sollten sich nicht in Asiens politische Verhält-

nisse einmischen, schlägt sich regelmäßig in der *Asia Times* nieder. Ein Leitartikel lobt zum Beispiel Helmut Kohls China-Politik als „Modell für die Europäische Union“, weil sie „Wirtschaftsbeziehungen nicht mit Menschenrechten verknüpft“.

Mit vielen Grafiken druckt *Asia Times* täglich auf zweieinhalb Seiten Börsenkurse und berichtet in klarem Layout bevorzugt über Innerasiatisches wie Vietnams Grenzhandel, Indonesiens Arbeitsmarkt, Schanghai Limonadenindustrie oder den Schlankheitswahn japanischer Frauen.

Beispiel gelungener Berichterstattung ist für Sondhi und Chefredakteur Pansak Vinyaratn ein Artikel des Tokio-Korrespondenten Bradley Martin über Japans Beteiligung an einem 210-Millionen-Dollar-Kredit der Weltbank für die Mongolei. Pansak machte den Beitrag zum Aufmacher auf der Titelseite.

„Wir Asiaten“, erklärt der Chefredakteur, ehemals Berater des 1991 vom Militär gestürzten Ministerpräsidenten Chatichai Choonhavan, „lernen aus diesem Bericht, von wo aus die Japaner den chinesischen Milliardenmarkt erobern wollen.“ Die westliche Konkurrenz hatte dies offenkundig nicht begriffen – sie erwähnte den Kredit überhaupt nicht.

Jazzkenner und Mercedes-Fahrer Sondhi schreibt mitunter selbst Leitartikel. Sein Imperium regiert er lässig in Cordhosen und schwarzer Seidenweste von einem mondänen, mit drei Buddha-Figuren ausgestatteten Büro aus. *Asia Times* soll nicht sein einziger Versuch bleiben, den westlichen Medieneinfluß in Asien einzudämmen. „Spätestens 1998“ will Sondhi zwei Satelliten ins All schießen lassen, die mit 45 Kanälen den asiatischen Kontinent mit Radio- und TV-Programmen versorgen sollen, davon zehn in Hindi und Mandarin.

480 Millionen US-Dollar wird das Projekt kosten, 80 davon sollen aus Sondhis Unternehmen stammen. Ob er jemals den Traum verwirklichen kann, Medienzaren wie Ted Turner (CNN) oder Rupert Murdoch (Star TV) Konkurrenz zu machen, steht dahin. Denn seine Verlagsgruppe mußte im letzten Jahr 600 der 1200 Angestellten entlassen. Bei der *Asia Times*, mit umgerechnet zwei Mark doppelt so teuer wie die englischsprachige Thai-Konkurrenz, sind Anzeigen vergleichsweise spärlich und journalistische Enthüllungen selten, die Auflage liegt bei 33 000 Exemplaren (*Asian Wall Street Journal*: 50 000).

Doch in diesem Jahr hofft der Boß, den Verkauf um ein Drittel zu steigern. Sondhi: „Wenn wir den Kulturkampf jetzt nicht gewinnen, dann nie.“

„Mensch und Elektriker“

Hans-Joachim Noack über Lech Walesas Comeback als Werftarbeiter

Animiert sitzt der kleine Mann mit der akkuraten Scheitelfrisur vor der Wand von TV-Kameras, die ihn fast zu erdrücken droht. Er sei „verblüfft, daß so viele da sind“, sagt er ergriffen, in seinen Zügen spiegelt sich Dankbarkeit – aber in Wahrheit wundert das den Lech Walesa nicht.

Eine halbe Stunde zuvor hat er im Morgengrauen des vergangenen Dienstag das Gelände der Danziger Werft AG betreten; sein Kalkül scheint aufzugehen. Die Ankündigung des im November abgewählten polnischen Staatsoberhauptes, dort wie ehemals als Elektromonteur malochen zu wollen, zieht das erhoffte Medienecho nach sich.

Aus aller Herren Länder sind die Journalisten an dem historischen Ort zusammengeströmt, wo sich anno 1980 die erste Etappe des realsozialistischen Ruins vollzog. Der Arbeiterführer, der dem Kommunistenregime die unabhängige Gewerkschaft Solidarność abtrotzte und den Friedensnobelpreis erhielt, bekräftigt seinen Entschluß, „zu den Wurzeln zurückzukehren“.

Lech Walesa bietet Herzerwärmendes: Bewegt fällt er in seiner eigens renovierten alten Werkstatt einem ehemaligen Kollegen in die Arme. Er gelobt, den „Anordnungen des Meisters“ zu folgen und wie im früheren Leben die batteriebetriebenen Transportfahrzeuge zu reparieren.

Vordergründig betrachtet, entspringen die wortreichen Erklärungen, mit denen sich der Ex-Präsident in das dürftig bezahlte Handwerk stürzt, einem eher profanen Anlaß. Es bleibe ihm „keine Wahl“, beschwört er die Gesprächspartner in zahllosen Interviews. Die nun nach fünf Jahren Walesa regierenden Postkommunisten haben ihm Ruhestandsbezüge vorenthalten.

„Was soll ich meiner Frau sagen, wenn ich am Ende des Monats kein Geld nach Hause bringe“, ruft der Vater von vier Söhnen und ebenso vielen Töchtern zornig in den Konferenzsaal der Werft – eine auf Anhieb verständliche Klage. Zwar honorierte ihn Hollywood 1989 für seine Biographie mit über



Ex-Präsident Walesa an seiner alten Arbeitsstelle: „Was

einer Million Mark. Doch da ihm noch der Verdacht der Steuerhinterziehung anhängt, liegt das Geld derzeit auf seinem Konto fest.

Daß er weit mehr verdienen könnte als die jetzt für ihn errechneten monatlichen 500 Mark, läßt der selbstgewisse Polit-Rentner dabei immer wieder durchblicken: Er brauche seinen Namen nur einer Firma zur Verfügung zu stellen („Kowalski und Walesa zum Beispiel“). Aber „der große Elektriker“, so Ex-Regierungschef Mieczyslaw Rakowski, möchte mit seinem entsagungsvollen Schritt „Akzente“ setzen.

Welcher Art die konkret sind, geht freilich in einem Wust von verrästelten und widersprüchlichen Statements unter. Einigermaßen konstant erweckt der